

(Nachdruck verboten.)

Vor dem Sturm.

Roman von M. E. delle Grazie,

3. Kirchtag.

Lorowik und Schönbach waren Nachbargemeinden. Das letzte Haus von Schönbach stand am Saum des Pfades, der zum „Kreuzberg“ hinaufführte. Hatte man dem Kreuzberg hinter sich, lief man geradenwegs in die lange Straße hinein, die Lorowik hieß. Die Schönbacher hatten ihr Gotteshaus unter dem Schutz des heiligen Peregrin gestellt, die Lorowiker unter die magdliche Hand der heiligen Katharina von Siena. Sanft Peregrinus und Sanft Katharina wurden in derselben Woche gefeiert. Zwei „Kirchtage“ hintereinander hätten aber weder die Beutel noch die Mägen der Lorowiker und Schönbacher ausgehalten, vielleicht nicht einmal ihre Tanzbeine. Schönbacher und Lorowiker waren daher ein für allemal übereingekommen, daß ihre Kirchtage gemeinsam zu feiern seien, und zwar jedesmal am ersten Sonntag im Mai. Eigentlich waren es ja ohnehin drei „Kirrito“, denn der Montag und der „Fritog“ (Dienstag) gingen auch noch drein. Wer sich bis dahin nicht den Mägen verdorben hatte, dem war überhaupt nicht zu helfen. Nur eines hatten Lorowiker und Schönbacher gegen Handschlag sich vorbehalten: daß der „Kirrito“ ein Jahr in Lorowik, das andere Jahr in Schönbach gefeiert werden müsse und je nachdem der „Lorowiker“ oder „Schönbacher“ Kirchtag hieß. Heuer kamen die Lorowiker dran.

Die Schönbacher hatten die hübscheren „Buib'n“, die Lorowiker die schöneren „Mensch'n“. Schon deshalb war es den Lorowikern und Schönbacherinnen nicht unangenehm, unter derselben „Gütt'n“ das Tanzbein schwingen zu können. Sonst wäre es jedem Burschen beileibe verboten gewesen, eine Dirne zum Tanz zu führen, die keine Schönbacherin war. So hatte sich das in freundschaftlichem Einverständnis von selbst geregelt. Heuer war man Gastgeber, nächstes Jahr Gast. Rechte und Pflichten ergaben sich da von selbst.

Die Weiber wurden schon einige Tage vorher unruhig. Erstens war es Brauch, die Häuser bei dieser Gelegenheit von oben bis unten rein zu machen, um den oft von entfernten Orten herbeiziehenden Sippen und „Freundschaften“ die ganze Wirtschaft im Glanz zu zeigen. Dann aber ging es an ein großes Baden und Schmören und das hielt Gattinnen und Mütter noch mehr in Atem. Wollte es an diesem Tage doch jede der anderen zuvortun. Die „Häusler“ und „Inkente“ gaben sich mit einem Stückchen Rindfleisch und „Bacht“ zufrieden. Bei den Bauern ging es schon höher her. Die hatten ihre Gans in der Krautschüssel oder wenigstens einen Schweinsbraten. Der Herr Pfarrer und der Förster aber luden an diesem Tag die wenigen Honoratioren zu sich, „auf einen Kaffee“; oder erwarteten, selbst zu einem Kaffee geladen zu werden. Kaffee war damals noch ein rarer Trank.

War der „Kirrito“ vorüber, bekam in der Regel der Herr Justitiar zu tun. Ohne zerschlagene Köpfe lief es nun einmal nicht ab, trotz aller nachbarlichen Beziehungen. Die Tajarer, die zuweilen auch den Schönbacher Kirchtag besuchten, hatten sogar die Gepflogenheit, daheim die Pumpenjäwengel der Brunnen auszuhängen und sie gleich als taugliche Waffe mitzubringen. Deshalb die Lorowiker und Schönbacher mit diesen Gästen besonders glimpflich umgingen.

In Lorowik und Schönbach wurde der Kirchtag mit einem feierlichen „Hochamt“ eingeleitet. Hatte man das Amt gehört und den Segen empfangen, konnte man sich drei Tage in voller Ausgelassenheit der Freude in die Arme werfen. Der Beichtstuhl wartete ja doch in der Ecke, auch wenn der Vater nichts zu tun bekam.

Der Vater war der Vater des Kasierers Gely, der mit der Kammerjungfer der Schönbacher Gräfin so gut wie versprochen war. Auch die Gattin des alten Vaders war einmal Kammerfrau gewesen, aber „auf Lorowik“, weshalb sie es auch heute noch nicht zugab, daß etwas in Schönbach jemals so gut oder vornehm sein könne, wie „auf Lorowik“.

„Auf Lorowik haben wir das so und so gemacht“, hieß jedes zweite, dritte Wort. Selbst das „Présence-Spiel“,

das die einstige Kammerfrau von der Höhe des herrschaftlichen Schlosses in die „gute Stub'n“ des Vaders verpflanzt, mußte so gespielt werden, wie sie es „auf Lorowik“ gesehen haben wollte. Den armen Vater hatte sie auf diese Weise so klein gekriegt, daß es ihn nicht Wunder genommen hätte, wenn der liebe Gott eines Tages die Sonne statt von der Schönbacher Seite her über Lorowik hätte aufgehen lassen. Aber auch der Förster und der Wirtschaftsschreiber wagten keinen Widerspruch. Und Gely junior schon ganz und gar nicht. Wenn seine „Mama“ gestattete, daß er eine Kammerjungfer heirate, die nicht „auf Lorowik“ servierte hatte, tat sie ja ohnehin das Mögliche.

Noch einer wirkte in Schönbach, von dem man nicht wußte, ob er zu den Bauern oder den Herren gehöre. Das war Basil, der Schullehrer. Er liebte die Bauern, die Bauern ihn. Drei Generationen hatte er schon erzogen, so gut er es eben verstand und so viele ihm überhaupt „zuingen“. Denn auch in Schönbach war man der Meinung, daß ein gesunder Dohz mehr wert ist, als ein kranker Saul. Weil die Bauern es aber vorzogen, das Schulgeld auf lange hinaus schuldig zu bleiben, blieb dem Schullehrer nichts übrig, als sich so gut und so oft es ging, hinter die Schüsselfen der Honoratioren zu setzen. Beim Herrn Dechant fügte sich das von selbst. Dem mußte er ohnedies den „Resner“ machen und oft genug auch den Ministranten. Mußte der Dechant irgendeinem Sterbenden den letzten Trost spenden, ging der Schullehrer ihm voran und klingelte mit dem silbernen Glöckchen. Hinkte Basil eine ganze Woche durch das Dorf, wußten alle, daß er dem Herrn Dechant die hochschäftigen „Kanonen“-Stiefel austrete. Deshalb hatte die Pfarrersköchin immer etwas im Topf für ihn. Und weil er dem Herrn Dechant in gefälligster Weise auch über die Mühe der Kirchenrechnung hinweghalf, estimierten ihn Seine Godwürden als eine Art parochiales Ganstier. Wollte sich der arme Basil aber von Zeit zu Zeit als „Gebildeten gerieren“, wiesen ihn Seine Godwürden sofort in die geziemenden Schranken. Der Schullehrer hatte nach seines Pfarrherrn Meinung dem Volke bloß das A B C beizubringen und, wenn es hoch ging, die „vier Spezies“. Für alles andere reichte der kleine Katechismus aus.

Da war der Lorowiker Pfarrer ein anderer Mensch. Selbst ein Bauernsohn wie der Schullehrer und ein wirklicher Freund des Volkes, unter dem er lebte. Aber der arme Basil sah nun einmal in Schönbach! Und wenn er es auch sehr bald weg hatte, daß der Schönbacher Dechant wie ein blinder Dohz durch alle Klassen gerannt sein mußte, der Schönbacher war ein Graf, und kein Geringerer als der große Beethoven hatte seiner Mutter die Ehre erwiesen, sich sterblich in sie zu verlieben.

Einen Tag vor dem Fest wurde die „Gütt'n“ aufgestellt. Die „Gütt'n“ war ein lustiges, auf hohen Pfählen ruhendes Lattendach, das kreuz und quer mit Birschwert und Weidenästen durchflochten wurde, bis auch kein Sonnenstrahl mehr durchschlüpfen konnte. Selbst einem Gewitterregen mußte die „Gütt'n“ eine gute Weile standhalten, sonst hätten die „Kirritogsknecht“ keine Ehre damit aufgehoben. Die „Kirritogsknecht“ waren die jüngsten Burschen des Dorfes und der Aufbau der „Gütt'n“ sozusagen ihr Meisterstück. Hatten sie die „Gütt'n“ fertiggestellt und die ältesten Burschen das „Nochwerk“ gut befunden, galten sie hinfort auch als Burschen, nahmen an den Zusammenkünften vor der Kirche und im Wirtshause teil und durften der Schönen, die sie erwählt, nachts aus Fenster klopfen, um ihr allerlei Sinniges und Unsinniges zu sagen, selbstverständlich in allen Ehren.

Während die Gütte gebaut wurde, fuhren die älteren Burschen in einem offenen Leiterwagen von Gemeinde zu Gemeinde, um auch die Nachbarn zum Kirchtag zu bitten. Den Säulen, die den Wagen zogen, waren flatternde Bänder in die Mähnen und Schweife geflochten. Auch von den Mützen der Burschen wehten die bunten Wimpel, und der Älteste hatte auf der linken Schulter das „Fazzinettl“ angeheftet, wie ein buntgesticktes, hoch in Ehren gehaltenes Sacktuch hieß, das ein Kirchtagsbitter an den anderen weitergab, wenn er „in den Stand der heiligen Ehe“ trat und aufhörte, Bursch zu sein. Eine große, dickbauchige Weinflasche fuhr natürlich auch mit und dem lustigen Gefährt voran flogen

Sie mit heller Stimme in den Frühling hineingeschmetterten Lieder, daß die Jugend froh und sonnig dahergewirbelt kam wie ein Maiensturm.

Uralte Lieder waren es, die die Bursche sangen; Lieder, die schon ihre Urbäter in den Tag hineingejauchzt, der ihrer Jugend geblüht, Burschen- und Liebes- und Fensterlieder, darunter auch manch rauhes Kriegeslied, das noch älter war als Schönbach und Lorowitz, denn wo nun Schönbach und Lorowitz standen, hatten einmal reiche Gemeinden geblüht, deren Dächer die sengenden Flugfeuer des Dreißigjährigen Krieges in den Staub gelegt, deren Saaten die schweren Hufe der Schwedenhengste zerstampft hatten. Bis alles eine einzige „Dedung“ war, die „Dedung Petrowitz“, wie noch heute ein zwischen dichtem Buchwerk und glänzenden Leichen daliegendes Stück Heidefeld hieß, über das kein Bauer mehr seinen Pflug führte. Nur Ginster und Menthe und wilder Rummel wucherten dort und im Röhricht stöhnten die Dommeln. Im Dämmer schwülzer Hochsonnennächte aber sollte man noch heute das Geräusch der Niedergemetzten dort hören, und stand die Sonne im Mittag, ließ sich von Zeit zu Zeit der „Schwedengeneral“ sehen, wie die Bauern ein Gespenst nannten, das schon mehr als einem „erschienen“ sein sollte. Wer aber den „Schwedengeneral“ sah, mußte sterben. Auch ein kopfloser Gaul sollte in der Karfreitagsnacht dort auf dem Kreuzweg herumsteigen — der „Schwedenschimmel“. Er war die letzte Erinnerung, die den deutschen Freisassen von einst noch vom Kult der Ahnen her im Gedächtnis spukte. War der kopflose Schimmel doch kein anderer, als Wotans „Sleipner“. Wurden aber die Schauernären der Dedung Petrowitz erzählt, lief auch der Gau immer neben den Schweden her. Wer wollte es besser wissen? Führten doch selbst die Kirchenchroniken der Gegend nur bis zu jener Zeit zurück. Alles andere war in dem grausigen Brand aufgegangen, der noch immer wie eine gespenstliche Abendröte vor der schauernden Seele der Enkel stand. Wirklichkeit und Sage aber wuchsen wirr und wild ineinander, wie Ginster und Menthe und wilder Rummel auf der steinigen Dedung Petrowitz.

In den Liedern, die die Bursche sangen, züngelte aber noch da und dort ein Bild auf, wie eine Flamme aus jenen schrecklichen Tagen. Oder ein Wort war darin stehen geblieben, das heute keiner mehr verstand, die verschollene Sprache der Ahnen. Das sangen die Bursche nun in den Tag hinaus oder in die Nacht hinein, ohne Furcht oder irgend einen Gedanken. Und doch waren es auch Gespenster, die sie da anriefen; Gespenster, die so uralte waren wie die vielhundertjährigen Linden, die um ihre Kirche standen, um die Kirche einer Gemeinde, die damals noch nicht gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Meisterin.

10]

5.

Frau Kother war nie eine gewesen, die ihr Herz auf der Zunge trug, und wenn etwas sie zittern machte in Leid oder Lust, wurde ihr Gesicht verschlossen und hart, und ihr Mund kniff sich noch fester zusammen als sonst. So nannte man im Dorf und in der Umgegend schon das Mädchen nicht anders als: die Stumme! Und darüber waren alle, die sie kannten, sich einig, daß sie herzlos und kalt und keiner tieferen Empfindung fähig wäre. Darum herrschte auch, als die Tochter der Tagelöhnerin Annerhase den wohlangehenden Tischlermeister Kother heiratete, bei niemand Zweifel, daß die Ehe mit dem um fast zehn Jahre älteren, vermöglichen Manne von ihrer Seite nur aus Vernunftgründen geschlossen wurde.

Und wer am Hochzeitstage die Braut mit dem reglosen Gesicht und in ihrer herben Unnahbarkeit sah, wußte hinter dem Rücken des Paars keinen Glückwunsch für den Mann.

Und doch zitterte ihr Herz im Glück, als sie vor dem Altar trat, und unter den gesenkten Lidern glühte, vor jedem Neugierblick in herber Scham verborgen, die Leidenschaft einer scheuen, tiefen Liebe.

Je heißer das Herz der Seltsamen empfand, um so kälter wurde ihr Wesen nach außen hin. Scham schloß alle Pforten ihrer Seele. Daß nur niemand merkte, wie es in ihr ansah.

So litt sie unter einem Glück oft wie unter einem Stein. Nur als das Kind kam, der Paul, da breitete über die scharf gemeißelten Züge ihres Gesichts sich das Mutterglück wie der goldrosige Schimmer des Morgenlichts über kalten weißen Marmor und machte sie lebendig und schön.

Wald aber löschte das Schicksal allen holden Glanz wieder, und nie mehr sollte er aufblühen.

Es war die schönste und reichste Zeit ihres Lebens, das Jahr nach der Geburt des Knaben, und so ganz lebte sie in ihrem stillen

Glück, daß sie das Nahe des Furchtbaren nicht gewahr wurde, das, auf leisen Sohlen anschleichend, ihr all das rauben kam, was als Kostbarstes ihr eigen geworden war.

Wenn auch edlere Beweggründe, als der Neid ihr zuschob, sie getrieben hatte, so war es doch schon so, wie die Leute sagten: nicht er, der Mann, habe sie geheiratet, sondern sie ihn! Und doch hatte niemand ein Recht zu dieser üblen Nachrede, die nur möglich war, weil man den Mann kannte, der sich nur immer entschließen konnte, wenn er von anderen geschoben wurde. Beobachten hatte niemand können, wie sie ihn bezwungen, weil es dabei nichts zu beobachten gegeben hatte.

Nie war sie ihm zu Gefallen gegangen, wie sonst Mädchen zu tun pflegen, wenn ein Mann ihnen in die Augen sticht; nie hatte sie ihm schon getan mit heimlichen Blicken, mit verstoßenem Händedruck oder gar mit Worten. Eher war sie noch herber, noch zurückhaltender zu ihm gewesen als zu andern, wenn sie ihn, nachdem sie auf einer Hochzeit sich kennen gelernt hatten, bei gemeinsamen Bekannten traf oder bei öffentlichen Festlichkeiten, die in der Gemeinde stattfanden.

Sie war zuerst auf ihn aufmerksam geworden, schon bei jener Hochzeit, und jedesmal, wenn er damals zufällig sie ansah oder wenn er mit ihrem Tischherrn sprach, der ein Freund von ihm war, hatte ihr das Herz geklopft, immer heftiger, daß sie es bis in den Hals hinaus fühlte; aber in ihrer Haltung, in ihrem Gesicht hatte sich nichts verändert, und über den Augensternen, in denen ein verräterisches Leuchten aufgeglüht war, hingen ständig die feinen Schleiern ihrer Wimpern. So sehr hatte sie sich in der Gewalt, daß sie, als er sie einmal anredete, erst die Kerzen löschte, die das Wohlgefallen an ihm in ihr entzündet hatten, ehe sie die Lider hob und ihn ansah.

Vielleicht war es diese Herbigkeit und Kälte gewesen, die ihn hatte aufmerksam werden lassen auf sie. Er galt bei allen, die ihn kannten, damals als ein hübscher Kerl; der feste Schnurrbart und das flotte, feis sorgfältig ausrasierte Napoleonsbärtchen standen ihm auch gut zu Gesicht, und da er in guten Verhältnissen lebte, war er gewöhnt, überall Entgegenkommen und mehr oder weniger offen bezeugte Bewunderung zu finden. Seine Eitelkeit trieb ihn, sich mit dem Mädchen, das scheinbar ihn so garnicht beachtete, mehr zu beschäftigen, als es sonst seine Gewohnheit war, und so geriet er in den Bann ihrer Liebe und ihres Willens.

Von der Seltsamen, die durch besondere körperliche Reize nicht wirken konnte und auch in ihrem abwehrenden, kalten Wesen doch so gar nichts Bedrückendes hatte, ging ein eigenartiger geheimer Zwang aus, dem er unterlag, ehe er sich dessen versah, weil nichts in ihm war, was ihn stark zum Widerstand gemacht hätte; denn er war der Halllosen einer, die immer fremdem Willen unterliegen.

Keine Liebe, keine Leidenschaft, nicht einmal sinnliches Begehren, hatte ihn veranlaßt, um sie zu werben, einzig nur der Zwang, den ihre starke Liebe auszuüben vermochte.

Mit dem Augenblick aber, da diese Liebe sich teilen mußte, da das Liebesvermögen der jungen Mutter bis an die Grenze seiner Kraft in Anspruch genommen wurde von dem neuen hilflosen Wesen in der Wiege, verlor sie die Gewalt über den Mann, den nichts anderes gebunden hatte, und er ging Wege, die ihn, bald, ehe die Frau dessen gewahr zu werden vermochte, unter die Herrschaft eines anderen Willens führten.

Schon dem Unverheirateten war nachgesagt worden, daß er gern und meist über die gebührende Zeit in Wirtschaften sähe und nicht selten angetrunken heimläme, man hatte es aber dem unregelmäßigen, leicht zu dergleichen verführenden Junggesellenleben und dem unbequamen Zuhause zugute gehalten. Wenn er eine junge Frau hätte, so war die Meinung aller, die ihm gern eine verschafft hätten oder es am liebsten selbst geworden wären, würde er schon anders werden.

Und es schien: diese Nachsichtigen sollten Recht behalten. Im ersten Jahre der Ehe hörte das läderliche Leben des Meisters gänzlich auf. „Die verfiel!“ sagten die Leute, „die hat ihn gut an der Standare!“

Als aber das Kind da war und Kother sich wieder frei fühlte von dem Zwange seiner Frau, da begann das Kretschamlaufen und Spätheimkommen wieder von neuem.

Der Verzähffel-Schuster war damals gerade ins Dorf gekommen und übte mit seinen unterhaltigen Anekdoten und lustigen Joten eine große Anziehung auf die älteren wie jüngeren Männer des Dorfes und der Umgebung aus. Dem Tischlermeister hatte er es gar angetan, der wich kaum noch von seiner Seite. Wo der Glück-Schuster war, tauchte auch Kother auf, und die beiden wurden bald unzertrennliche Freunde.

Damals befand sich die Erzählkunst des Schusters noch in den Anfängen, und wenn einmal, was noch öfter geschah, ein Biß oder ein Anekdotchen nicht so wirkte, wie der Erzähler sich das gedacht hatte, riß dennoch der Kother-Tischler mit seinem durchdringenden Lachen und einer fast kindlich sich äusernden Freude am Erzählten alle Zuhörer mit sich fort, daß niemand von dem Fehlschlag etwas empfand.

Während so der Meister den Ruf seines Freundes mit begründeten half, übte der sich immer mehr in der Auswahl seiner Stoffe und in allen Feinheiten seiner Kunst, und diesen Dienst hat der Schuster seinem Freunde nie vergessen.

In der ersten Zeit hatte Kother, wenn er am Abend Weib und Kind allein ließ, noch bald diese, bald jene geschäftliche Besprechung in den Nachbardörfern vorgeführt, immer seltener aber brauchte

er Ausreden, immer häufiger kam er „mit einer kleinen Drehle“ heim. Doch blieb er stets Herr seiner Sinne, und da die Frau seiner sicher und keine von denen war, die dem Mann jedes Vergnügen mißgönner, an dem sie selber keinen Anteil haben können, ließ sie ihn gewähren. Sie meinte: wenn es ihr anders gefiele, würde sie ihm dies Treiben bald genug wieder abgewöhnt haben, denn sie wußte, welchen Einfluß ihr Wille auf die Entschliefungen und das Verhalten des Mannes auszuüben vermocht hatte.

So gewöhnte sich der Meister immer mehr unter die Herrschaft des Schusters und gleichzeitig ebenso sehr an die des Alkohols, und er trieb es schlimmer und schlimmer. Als er kaum noch eine Nacht zuhause war, die Tage verschloß und die Gesellen in der Werkstatt treiben ließ, was sie wollten, erkrankte sie mit Schreden, daß der Falllose einem Abgrund zutriebe und griff ein. Da war es schon zu spät, und sie mußte erfahren, daß sie alle Gewalt über ihn verloren hatte.

Sie bat, siehe, beschwor ihn; weil aber keine Liebe ihn mit ihr verband, blieb alles ohne nachhaltige Wirkung. Der goldgelbe Glanz des schäumenden Bieres blendete die Augen, der süßlich-scharfe Geruch, der aus dem Schnapsglase aufstieg, kitzelte die lusternen Nerven gar zu sehr, und ein amüsanter Rötchen des Freundes, vorgetragen in lustiger Tafelrunde, machte alle etwa gefassten Vorsätze schnell wieder vergessen. Da ließ er das Pflaster des Höllenweges überhaupt; der war auch so gut genug gangbar.

Nur einmal hatte sie versucht, mit dem Kinde auf dem Arm den Pflasterbergessenen aus dem Wirthaus zu holen, da sie über keine Gewalt mehr über ihn besaß, mußte sie unter dem Spott und Gelächter seiner Freunde, aus dem ihr noch heute das scharfe Lachen des Schusters in die Ohren stach, unverrichteter Sache wieder abziehen.

Drohungen und Scheltreden verstockten ihn nur; je geduldiger sie aber litt, was der Willensstarken ohnedies sauer genug wurde, um so mehr trieb ihn, je tiefer er sank, ihr passives Widerstreben zu Brutalitäten, und es war trotz ihres Stilleseins und stummen Verachtens kein Frieden mehr im Tischlerhause.

So ging es zwei Jahre.

Um das Geschäft nicht zugrunde gehen zu lassen, hatte sie allmählich die Leitung selbst in die Hand genommen: sie sorgte für Aufträge und suchte die in Folge der saumseligen und lächerlichen Arbeit abgesprungenen Kunden wiederzugewinnen, sie kaufte die Rohmaterialien, lassierte ein, führte Buch über Einnahmen und Ausgaben, sie nahm die Gesellen auf und entließ sie, wenn sie ihr nicht gefielen. Wollten die Leute etwas wissen über Art der Ausführung oder Lieferungsfrist, so kamen sie, auch wenn der Meister im Hause war, nur zu ihr. Hatte sie sich auch in vieles hineingedacht, in allem wußte sie doch nicht Bescheid, und so übertrug sie dem tüchtigsten Gesellen die Aufsicht in der Werkstatt. Mit ihm beriet sie sich; aber nach wie vor mußte alles durch ihre Hände, so daß sie immer die Meisterin blieb.

Das Geschäft nahm rasch neuen Aufschwung, und die Kunden, die sich verkaufen hatten, fanden sich nach und nach wieder ein. Noth merkte davon nichts, wenn er nur seine täglichen Wirthausgroßchen hatte, gab er sich zufrieden und ließ sie gewähren. Sie aber war jetzt froh, wenn er aus dem Hause war und sie Ruhe hatte vor ihm; es ging in dieser Zeit ein Aufatmen und Freiwerden durch sie hin, weil sie meinte: nun doch, wenn auch auf andere Weise, als sie gedacht hatte, ihr Geschick noch bezwungen und in die eigene Hand bekommen zu haben.

Aber sie sollte bald bitter inne werden, daß noch immer sie in den Händen ihres grausamen Schicksals war.

Der kleine Paul war etwa dreieinhalb Jahre alt, als sie sich zum zweiten Male Mutter fühlte. So wenig zuerst auch diese Gewißheit sie entzückte, als das Kind da war, erfüllte es ihr Herz doch wieder mit warmem Glückempfinden, und sie erhoffte von ihm eine Mehrung der fargen Freuden ihres Daseins.

Das Kleine, wieder ein Knabe, war aber von Geburt an schwächlich und machte ihr täglich mehr Sorge. Um so größer wurde auch ihre Liebe zu dem Kinde, daß sie den kleinen Paul, der in seine drolligen Jahre kam, über dem Kränklichen fast vergaß.

Je älter das Kind wurde, um so mehr erfüllte sein merkwürdiges apathisches Verhalten sie mit geheimer Angst. Kein fröhliches Krächchen kam von seinen Lippen, niemals zappelte und strampelte es so munter wie andere Säuglinge zu tun pflegen, wenn sie einmal bloß liegen, nie suchte es sich die Zeit mit Spielen zu vertreiben. Der leere uninteressierte Blick seiner blöden Augen ging stets in derselben Richtung, in die man es gelegt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Erscheinung bei der Funkentelegraphie.

Wirft man einen Blick in das vom Berner Bureau herausgegebene Verzeichniß der Funkentelegraphenstationen, so kann man unter der Spalte „Reichweite“ bei manchen Stationen beispielsweise lesen: „Tags dreihundert, nachts achthundert Kilometer“, und wird diese Verschiedenheit vielleicht dem Umstand zuschreiben wollen, daß nach Sonnenuntergang bei diesen Stationen einfach mit Hilfe einer höheren Elektrizitätsmenge eine größere Reichweite

herborgehoben wird. Aber weit gefehlt; nicht das geringste wird verändert, weder an der Stromquelle, noch an all den verschiedenen Apparaten. Und doch arbeiten drahtlose Stationen nach Eintritt der Dunkelheit auf weitaus größere Entfernungen als am Tage.

Sie ziehen sich nämlich eine in Latentzeiten unbekannt und in Nachtzeiten leider viel zu wenig beachtete Naturerscheinung zu Nutze, die sich darin äußert, daß unter gewissen atmosphärischen Bedingungen die nachts von drahtlosen Stationen ausgesandten elektrischen Wellen viel weiter wahrzunehmen sind, als dies am Tage der Fall sein würde. Diese Vorbedingungen herrschen in südlichen Breiten fast allnächtlich, während sie sich in unserem Zonen-gürtel mehr auf die Monate Oktober bis März, also auf die kältere Jahreszeit beschränken.

Sehr zu bedauern ist es, daß die Wissenschaft sich bis heute noch so gut wie gar nicht mit der systematischen Erforschung und Erhellung dieser gewiß nicht unwichtigen Erscheinung beschäftigt hat. Es liegt sich mit mäßigen Schwierigkeiten unter Beteiligung aller großen Gesellschaften für Funkentelegraphie eine Statistik herstellen, die sich infolge der heute schon sehr bedeutenden Anzahl von Land- und Schiffstationen auf alle Teile des Erdballes erstrecken würde. Gewiß könnte sich auf Grund eines ein- oder mehr-jährigen Materials zum mindesten feststellen lassen, unter welchen Gesetzen die erwähnte Erscheinung ins Leben tritt.

Die Unterlagen liegen sich folgendermaßen leicht zusammenstellen: Die „drahtlosen“ Gesellschaften weisen ihre Telegraphisten an, über jede außergewöhnliche nächtliche Verbindung neben dem regelmäßigen Tagebuchbericht, der schon immer gemacht wird, eine besondere Aufstellung der atmosphärischen Beobachtungen während jener Zeit einzusenden. Letztere lassen sich bei Dampfern jederzeit aus dem Schiffslogbuch ersuchen und mühten sich auf Position der beiden verbindenden Stationen, See, Wind, Himmel, Barometer, Thermometer und Zustand der Atmosphäre (ob elektrische Störungen vorhanden) erstrecken.

So viel mir bekannt ist, hat eine Gesellschaft schon vor ungefährr zwei Jahren begonnen, derartige Aufstellungen zu sammeln. Ueber die Art der Erscheinungen möchte ich noch einige selbst gemachte Erfahrungen hinzufügen.

Unter normalen Verhältnissen beeinträchtigen bekanntlich Gebirge in ziemlich erheblichem Maße die Reichweite elektrischer Wellen. Ein gutes Beispiel sind die norwegischen Fjorde, in deren oftmals winkeltigen Engpässen einander begegnende Schiffe fast buchstäblich nur solange Verbindung haben, als sie in Sichtweite sind. Auf offener See dagegen arbeiten dieselben Stationen mehrere hundert Kilometer miteinander.

Herrschen jedoch nachts günstige Bedingungen, so spielen Berge absolut keine Rolle. Die holländische Station Scheveningen, ebenso wie die deutsche Station Norddeich arbeiten nach Sonnenuntergang sehr oft leicht mit Schiffen, die sich im Mittelmeer befinden; es werden dabei Alpen und Appennin überquert. Mit Algier und Marseille ist nächtlich häufig gute Verbindung von Schiffen, die sich zwischen den Agoren und der Nordwestküste Spaniens befinden. Auch Dampfer untereinander arbeiten in solchen Nächten über Gebirge hinweg. Wie schon erwähnt, vervielfacht sich gleichzeitig die Reichweite. Verbindungen bis 4000 Kilometer sind von Stationen hergestellt worden, deren Energie am Tage eine Reichweite von etwa 330 Kilometer garantiert.

Die Dauer der Erscheinungen ist sehr verschieden; oft erstreckt sie sich über Stunden, oft nur über Sekunden. Es kommt auch vor, daß man eine Station vorerst äußerst leise, dann sich verstärkend und wieder abschwächend, hört. Das Schwanken wiederholt sich manchmal. Oft bricht auch die Verbindung plötzlich ab. Zuweilen nimmt man nur einige, rasch wieder ersterbende Zeichen wahr, wie wenn sie der Wind vorbeireweche, der natürlich in Wirklichkeit nichts damit zu tun hat. Bekanntlich dienen ja den elektrischen, wie auch den Lichtschwingungen der Aether als Fortpflanzungsmittel. Vierhunderttausend Kilometer legen beide darin in einer Sekunde zurück.

Daß die Erscheinung oft nur strichweise auftritt, beweist die Tatsache, daß von zwei Dampfern, die gegenseitig in Verbindung sind, manchmal nur einer mit einer dritten, sich in großer Entfernung befindlichen Station arbeitet, während der andere dazu nicht imstande ist. Dabei kann sich gar der letztere zwischen den arbeitenden Stationen befinden.

Bei der an der äußersten Nordwestspitze von Frankreich liegenden Landstation Quessant besteht eine andere Eigentümlichkeit. Mit dieser können Schiffe, die sich im Südwesten, vielleicht bei den Agoren, oder im Süden befinden, sehr leicht bis 2000 Kilometer in Verbindung treten. Im Osten und Westen dagegen kann man mit derselben Station derartige Entfernungen nicht „machen“.

Viel, viel mehr Beispiele für diese Eigentümlichkeit der nächtlichen Atmosphäre liegen sich noch anführen. Ihr Vorkommen ist zahllos und vor allem äußerst wichtig, denn mit ihrer Hilfe werden Funkentelegramme über riesige Entfernungen befördert; Entfernungen, deren Ueberbrückung am Tage einen kolossalen Aufwand an Energie und äußerst kostspielige Stationen erfordern würde.

Ueber die Erscheinungen lassen sich bis jetzt leider nur Vermutungen anstellen. Einige glauben, daß der Aether sich gewissermaßen nachts, also nach Ausschaltung der Lichtwellen, in besserem Maße den elektrischen Schwingungen widmen kann, dadurch also die Reichweite vergrößert; eine Mutmaßung, die schon durch die Tatsache an Glaubhaftigkeit einbüßt, daß die Erscheinung eben nicht allnächtlich auftritt. Andere schreiben sie einem Einfluß des

Mondes, auch den Erscheinungen des Nordlichtes zu. Wieder andere verbinden sie mit auftretenden erd- und luftmagnetischen Strömen. Letzteres ist übrigens eine Hypothese, die nicht jeden Grundes bar ist.

Eine einwandfreie Erklärung läßt sich jedoch nur durch eifrige, großzügige Beobachtung und Registrierung aller wahrgenommenen Erscheinungen geben, deren Sammlung auf dem oben erwähnten Wege leicht und sicher zu betwerstelligen wäre.

Und hat man erst die gesetzmäßige Grundlage gefunden, so kann man vielleicht auch den Gedanken verwirklichen, künstlich, also ganz nach Belieben, die Erscheinung hervorzurufen.

Die sicherlich damit Hand in Hand gehende ungeheure Verbilligung der Funkentelegraphie würde diese dann im wahren Sinne des Wortes zum Gemeingut der Seeschifffahrt machen.

Vielleicht nur ein Traum, — vielleicht auch eine Wahrheit.

W. SchöbeL

Kleines feuilleton.

Verkehrswesen.

Die Entwicklung der Verkehrseinrichtungen. Unsere Verkehrsmittel haben in den letzten Jahrzehnten, wie allgemein bekannt, eine riesige Entwicklung zu verzeichnen. Das ist eine Folge der fortgesetzten technischen Verbesserungen der Verkehrseinrichtungen, zu welchen die gewaltige Ausgestaltung des Welt Handels und des Reisens den Ansporn gab. Durch dieses Zusammenwirken sind gleichsam Länder und Erdteile von ihren Plätzen verschoben und sich näher gebracht worden. Was zunächst die Eisenbahnen der Erde betrifft, so hat sich deren Länge von 617 285 Kilometer im Jahre 1890 auf 1 006 748 Kilometer zu Beginn des Jahres 1910 ausgewachsen. In derselben Zeit erweiterte sich die Länge in Europa von 223 869 auf 329 691 Kilometer. Absolut genommen hat Amerika mit 513 824 Kilometer das umfangreichste Eisenbahnnetz. Am lebhaftesten entwickelt hat sich das Eisenbahnwesen in Afrika, wo sich in dem angegebenen Zeitraum die Länge der Eisenbahnlinien von 9386 auf 33 481 Kilometer erweiterte. Am dichtesten ist das Schienennetz in Belgien, wo auf 100 Quadratkilometer 28,1 Kilometer Eisenbahn entfallen. Es folgt dann Königreich Sachsen mit 21,0; England mit 11,9; Preußen mit 10,6 Kilometer usw. Das in Eisenbahnanlagen investierte Kapital ist natürlich inzwischen erheblich gewachsen, so z. B. bei den deutschen Staatsbahnen von 11 407 Millionen M. im Jahre 1895 auf 17 489 Millionen M. im Jahre 1908.

Die Handelsmarine hat eine ähnliche Ausgestaltung erfahren. Im Deutschen Reich vermehrte sich von 1901 auf 1910 die Zahl der Segel- und Dampfschiffe von 3883 auf 4658, ihre Register tons von 1 941 645 auf 2 859 307. Das ist eine Entwicklung, wie sie kein anderer Staat aufweisen kann. Das Britische Reich verfügte im Jahre 1900 über 34 875 Schiffe mit 10 751 392 Register tons, 1910 aber auch nur über 38 798 Schiffe mit 13 348 013 Register tons. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika verfügten 1910 zwar über 20 658 Schiffe, doch hatten sie nur 4 459 264 Register tons, woraus hervorgeht, daß die Schiffe meist klein sind. Am lebhaftesten hat Japan seine Handelsmarine ausgebaut, nämlich von 5179 Schiffen mit 863 937 Register tons im Jahre 1900 auf 8240 Schiffe mit 1 601 301 Register tons im Jahre 1910. Es ist natürlich, daß die Segelschiffe immer mehr ausgeschaltet werden. Während auf der ganzen Erde im Jahre 1900 noch 680 Segelschiffe mit zirka 200 000 Register tons gebaut wurden, waren es 1909 nur noch 344 Schiffe mit 58 000 Register tons. Wie sich im großen und ganzen der Seeverkehr gehoben hat, geht z. B. daraus hervor, daß 1900 im Deutschen Reich 14 500 Schiffe überhaupt ankamen, 1909 aber 22 216. Nächst London mit 18 076 im Jahre 1909 angekommenen Schiffen überhaupt ist Hamburg mit 12 022 eben dann eingelaufenen Schiffen der größte Hafen Europas.

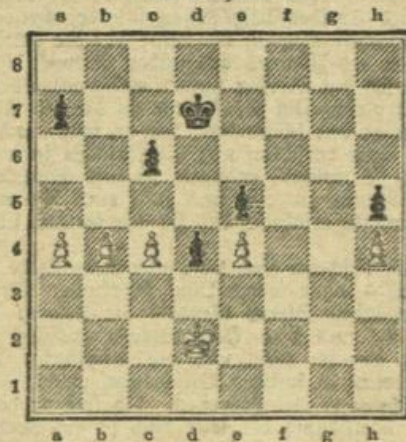
Seit 1905 sind nicht weniger als 44 neue Kabelverbindungen zwischen verschiedenen Ländern geschaffen worden. Mitte des Jahres 1911 bestanden auf der ganzen Erde 2129 Kabel im Staatsbesitz mit 90 689 Kilometer Länge und 399 Kabel im Besitz von Privatgesellschaften mit 408 262 Kilometer Länge. Eine große Ausgestaltung haben auch die Telegraphen- und Fernsprecheinrichtungen gefunden. Deutschland hatte 1910 insgesamt 41 276 Telegraphenanstalten und ein Drahtnetz von 258 450 Kilometer Länge. Befördert wurden 54 Millionen Depeschen. Mit diesen Einrichtungen steht Deutschland obenan; es wird nur in bezug auf die Zahl der Telegramme von Großbritannien (89 Millionen) und Frankreich (60 Millionen) übertroffen. Die Zahl der Ortsfernsprednetze beträgt in Deutschland 6197; die Länge der Linien 106 714 Kilometer. Frankreich zählt 6898 Ortsfernsprednetze; die Länge der Linien beträgt 36 146 Kilometer. Postanstalten besitzen Deutschland 50 328 mit 326 703 Beamten, Vereinigten Staaten von Amerika 63 663 mit 251 458 Beamten, Großbritannien 23 000 mit 207 947 Beamten, Frankreich 13 258 mit 102 374 Beamten usw.

Immer enger haben die Schienen und Drähte die Verbindungen und Beziehungen der Völker geknüpft; mehr und mehr verschwinden die geographischen Grenzen. An Stelle der vielen Nationen entwickelt sich immer mehr die Teilung der Menschheit in die zwei Nationen der Besiehenden und der Hungernden.

Verantw. Redakteur: Richard Barth, Berlin. — Druck u. Verlag: Vorwärts-Verlagsanstalt u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.
R. Reichmann.



Schwarz zieht und gewinnt.

Schachnachrichten aus Karlsbad. Nach der 18. Runde ist der Stand sämtlicher Spiele so: Reichmann 13 1/2, Rotlevi und Schäpfer 12 1/2, Rubinstein 12, Marzhaft 10 1/2, Alapin, Spielmann 10; Niemzowitsch, Perlis, Lüchting, Widmar 9 1/2; Duras, Cohn, Leonhardt, Löwenfisch, Tartakower 9; Bunn, Fahrni 8; Kostitsch, Duz 7 1/2; Chajes 7; Jaffe, Salwe, Alapin, Johner 6 1/2; Nabinowitsch 6.

Folgende theoretische Neuerungen des Karlsbader Turniers dürften für die Leser von Interesse sein: „Französische Partie“. Nach 1. e2-e4, e7-e6; 2. d2-d4, d7-d5; 3. Sb1-c3, Sg8-f6; 4. Lc1-g5, Lf8-e7; 5. e4-e5, Sf6-d7; 6. Lg5xe7, Dd8xe7 wurde statt der bisher üblichen Züge Sb5 (Alapin) und Ld3 (Leonhardt) von Dr. Perlis die Neuerung 7. f2-f4 gebracht. Dies wurde von Fahrni durch 7. . . . c7-e5; 8. Sc3-b5, 0-0; 9. Sb5-c7, c5xd4; 10. Sc7xa8, Sb8-c6; 11. Sg1-f3, f7-f6 mit starkem Angriff für den geopferten Turm beantwortet (12. Ld3, fe, 13. fe, Sdxe5; 14. 0-0, Sg4 xc. Partie Löwenfisch-Fahrni). Alapin beantwortete die Neuerung von Dr. Perlis (7. f4) mit 7. . . . f7-f5, wonach in der Partie „Perlis-Alapin“ durch 8. Sc3-b5, Sd7-b6; 9. c2-c3, a7-a6; 10. Sb5-a3 fortgesetzt wurde. Weiter geschah: 10. . . . Sc6; 11. Sf3, Sd8; 12. La3, Sf7; 13. Dd2, Ld7; 14. Sc2, Lb5; 15. b3, Lxd3; 16. Dxd3, g5; 17. g3, gf; 18. gf, Tg8 xc. Dieselbe Idee wurde von Alapin auch gegen Spielmann durchgeführt. Letzterer spielte nämlich die üblichen Züge 7. Sc3-b5, Sd7-b6; 8. c2-c3, a7-a6; 9. Sb5-a3. Nun folgte 9. . . . Sb8-c6; 10. f2-f4, Sc6-d8; 11. Sg1-f3, Lc8-d7; 12. Lf1-d3, f7-f5 und Spielmann antwortete 13. e5xf6.

Zu der Eröffnung „Caro-Kann“ 1. e2-e4, c7-c6 ist die Neuerung zu verzeichnen, die Alapin gegen Duras brachte: 2. c2-c4. Es folgte: 2. . . . d7-d5 (2. . . . e6; 3. d4, d5; 4. Sc3 xc.); 3. e4xd5, c6xd5; 4. c4xd5, Dd8xd5 (4. . . . Sf6; 5. Lb5f, Ld7; 6. Lc4 xc.); 5. Sb1-c3, Dd5-a5; 6. d2-d4, Sg8-f6; 7. Lf1-c4, Sb8-c6; 8. Dd1-b3, e7-c6; 9. Sg1-f3 (9. . . . Db4; 10. 0-0, Ld7; 11. d5 xc.).

Abgeschlossenes Königsambit.		17. Lg5-e8	f7-f6
Am 7. September in Karlsbad gespielt.		18. c2-c4	c7-c6
A. Rubinstein.	J. Salwe.	19. a2-a3	Sb8-a6
1. e2-e4	e7-e5	20. Sf3-h4	Dd6-e7
2. f2-f4	Lf8-e5	21. Ta1-e1	Se8-d6
3. Sg1-f3	d7-d6	22. g2-g4	Ta8-c8
4. c2-c3	Sb8-c6	23. Sg4-f5	Ld7xf5
Besser Dc7 oder f7-f5.		24. g4xf5	Sa8-b8
5. Lf1-b5	Lc8-d7	25. a3-a4	Sb8-d7
6. d2-d4	Lc5-b6	26. Tc1-c2	Tc8-a8
7. f4xe5	d6xe5	27. b2-b3	Tf8-f7
8. d4-d5	Sc6-b8	28. Te2-g2	Kg8-h8
Der Springer spielt eine trauige Rolle die ganze Partie hindurch.		29. Kg1-h2	Sd7-f8
9. Lb5-d3	Dd8-e7	30. De1-h4	h7-h6
10. Sb1-a3	Sg8-f6	31. Tf1-g1	Sf8-h7
11. Sa3-c4	Sf6-g4	32. Tg2-g6	Ta8-f8
12. Sc4xb6	a7xb6	33. Dh4-g4	Sh7-g5
13. h2-h3	Sg4-f6	34. h2-h4	De7-d8
14. 0-0	0-0	34. . . . Sh7; 35. Lxh6 xc.	
15. Lc1-g5	Dd8-d6	35. h4xg5	h6xg5
16. Dd1-e1	Sf6-e8	36. Kh2-g2	Kh8-g8
		37. Tg1-h1	Tf8-e8
		38. Dg4-h5	Aufgegeben.

Vom 14. September ist die nachstehende Glanzpartie zu verzeichnen: Reichmann (Weiß) Schäpfer. 1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lb5, a6; 4. La4, Sf6; 5. 0-0, Le7; 6. Te1, b5; 7. Lb3, d6; 8. c3, 0-0; 9. d3, Sa5; 10. Le2, e5; 11. Sbd2, Sc6; 12. Sf1, Dc7; 13. Sc3, Lb7; 14. Sf5, Tf8; 15. Lg5, Sd7; 16. Lb3, Sf8; 17. Ld5, Sg6? (richtig war Ld8!) 18. Lxg7, Sg6xe7; 19. Lxh7+, Kxh7; 20. Sg5f, Kg8; 21. Dh5, Sxf5; 22. Dxb7+, Kf8; 23. Dxf7, Kg8; 24. Dg6, Dd7; 25. Te8. Schwarz gab auf.